

ders bezüglich Polens – nicht wenige Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten aufweisen-
den Literaturverzeichnisses tun.

Trotz der gebotenen Kürze der Darstellung wäre es angebracht gewesen, die Lage der Kirche in der Slowakei während der Jahre der Herrschaft des katholischen Geistlichen Josef Tiso exakter aufzuzeigen und historisch einzuordnen (S. 86). Das üble, dem christlichen Namen widersprechende und das päpstliche Dekret vom 8. Juli 1945 mißbrauchende Verhalten von Kardinal Hlond gegenüber seinen deutschen Confratres bei der Polonisierung der ostdeutschen Diözesen hätte klar dargelegt werden sollen; das grundlegende Werk des Moraltheologen Franz Scholz („Zwischen Staatsräson und Evangelium“, 1988) fehlt im Literaturverzeichnis. – Mißverständlich ist die Passage: „Im Memelland selbst wohnten 140.000 Deutsche. Viele gaben sich als Deutsche aus, obwohl sie litauisch zur Muttersprache hatten.“ (S. 36). Sprache und Volkszugehörigkeit konnten im Osten durchaus nicht unbedingt gleichgesetzt werden. Wer im Stichwortverzeichnis die Erwährungsstellen von Orten wie Breslau, Danzig, Hermannstadt, Sarajevo und Tschenstochau sucht, wird darauf verwiesen, bei Wrocław, Gdańsk, Sibir, Vrhbosna und Częstochowa nachzuschauen; Memel und Olmütz sind überhaupt nicht separat im Register vermerkt, sondern nur Klaipėda und Olomouc in Klammern nachgestellt – aus mir unerfindlichen Gründen, handelt es sich doch um ein in Deutsch erschienenes und sicherlich primär für deutsche Leserinnen und Leser gedachtes Buch. – Kleine Corrigenda: Der Augsburger (Alt-)Bischof heißt nicht August, sondern Josef Stimpfle (S. 53 u. 206); zu lesen ist: Siegmund-Schultze, nicht Siegfried-Schultze (S. 178).

Ibbenbüren

Hans-Ludwig Abmeier

Beate Ihme-Tuchel: Das „nördliche Dreieck“. Die Beziehungen zwischen der DDR, der Tschechoslowakei und Polen in den Jahren 1954 bis 1962. Verlag Wissenschaft und Politik. Köln 1994. 403 S.

In ihrer von M. Reiman am Fachbereich Politische Wissenschaft der FU Berlin betreuten Dissertation untersucht Beate Ihme-Tuchel die bilateralen Beziehungen und die trilaterale Zusammenarbeit der drei wichtigsten Außenposten im sowjetischen „Cordon sanitaire“ sowie die Einflußnahme der UdSSR auf die Außenpolitik dieser Länder. Sie leistet damit auch einen wichtigen Beitrag zu den Grundlagen und für das Verständnis der sowjetischen Außenpolitik, zumal sie nie die Fragestellung vernachlässigt, in welchem Spannungsfeld ideologische Grundüberzeugungen und kurzfristige politische Umorientierung gestanden haben. Obgleich Prager und Warschauer Archivmaterial nicht zur Verfügung stand und für diese Aspekte auf publizierte Quellen ausgewichen werden mußte, konnten erstmals Akten der 3. und 4. Europäischen Abteilung im Archiv des Russischen (ehemals Sowjetischen) Außenministeriums ausgewertet und zudem die umfangreichen Bestände des Zentralen Parteiarchivs der SED eingesehen werden. Der Gefahr, die polnischen und tschechoslowakischen Belange zu einseitig aus dem Blickwinkel der KPdSU bzw. der SED zu interpretieren, ist die Vf.in überzeugend begegnet. In der erschöpfenden Bibliographie (S. 380–397) finden sich alle relevanten, auch das weitere Umfeld ihrer Untersuchung abdeckenden Veröffentlichungen wieder, die zu gut drei Vierteln zudem in den Anmerkungen belegt sind. So ist I.-T. nicht nur eine fleißige und gewissenhafte, sondern auch eine ausgesprochen anregende, viele neue Gesichtspunkte beinhaltende und daher originell-innovative Studie gelungen, die viel differenzierter als bislang üblich die speziellen Beziehungen der Hegemonialmacht zu den stark von der „deutschen Frage“ tangierten Mitgliedern des „sozialistischen Lagers“ offenlegt und deren Grenzen und Möglichkeiten für eine eigenständige Außenpolitik aufzeigt.

Die bereits von der zeitgenössischen Publizistik mit dem Begriff des „eisernen“ oder „nördlichen Dreiecks“ belegten Staaten hatten bei ihrer von der Sowjetregierung nicht kontinuierlich und mit im Laufe der Jahre unterschiedlichen Zielsetzungen geförderten Zusammenarbeit stets und vorrangig die Interessen der Suprematsmacht zu berücksichtigen. Die Kontakte zwischen Pankow, Prag und Warschau besaßen zudem nicht immer die gleiche Intensität und waren auch den nicht immer übereinstimmenden Eigeninteressen der drei Länder unterworfen, so daß sich keine monolithische Geschlossenheit in ihrer Außenpolitik einstellte. Die nach dem Tode Stalins langsam einsetzende Neuorientierung der sowjetischen Diplomatie und die Pläne einer Einbeziehung der Bundesrepublik Deutschland in die NATO ließen es dem Kreml opportun erscheinen, ihren wichtigsten Satrapien im ostmitteleuropäischen Vorfeld eigenständige außenpolitische Aufgaben zuzuweisen. Das von Chruščev geschickt geschürte gemeinsame Gefühl, von Westdeutschland gehe eine Bedrohung aus, leitete Ende 1954/Anfang 1955 eine erste Phase intensiver Kooperation ein. Ab Herbst 1956 stand nach dem „Frühling im Oktober“ und dem in der polnischen Öffentlichkeit mit großer Anteilnahme verfolgten Aufstand in Ungarn die Reintegration Polens in das sozialistische Lager im Mittelpunkt. Die westeuropäischen Einigungsbemühungen und die befürchtete atomare Bewaffnung der Bundeswehr schufen 1957 eine neue Gemeinsamkeit, die jedoch beeinträchtigt wurde durch die Vorstellung des Rapacki-Plans einer atomwaffenfreien Zone in Mitteleuropa, den man im Gleichklang mit sowjetischen Vorbehalten auch in der DDR und der ČSR als polnischen Versuch der Gewinnung größerer außenpolitischer Eigenständigkeit wertete. Zwischen 1959 und 1962 stand trotz des sowjetischen Berlin-Ultimeatums und der Versuche, die alliierten Zugangsrechte zu reduzieren, die Stabilisierung der trilateralen Beziehungen im Mittelpunkt. Doch die von Chruščev unterstützte Forderung der Ulbricht-Führung, die DDR durch beträchtlich erweiterte Lieferungen wirtschaftlich so zu stärken, um die Massenflucht zu beenden, durch ihre Erfolge auch die „werkstätigen Massen“ in der BRD zu beeindrucken und sie für das sozialistische Modell einzunehmen, stieß auf wenig Gegenliebe, denn die selbst mit großen Versorgungsproblemen kämpfenden Bruderparteien zeigten sich nur willens, den Genossen in Ostberlin wie bisher politisch und ideologisch uneingeschränkt beizustehen. Die von gravierenden Spannungen begleiteten Meinungsverschiedenheiten über die verlangte Anerkennung einer ökonomischen Sonderstellung der DDR konnten bis zum Mauerbau und auch danach nicht beigelegt werden. Deshalb überdauerten nur die geostrategische und die militärische Komponente die trilaterale Interessengemeinschaft, deren Mitglieder sich künftig stärker in die Warschauer Paktorganisation und den RGW einzubringen und gemeinsame außenpolitische Unternehmen tunlichst zu unterlassen hatten.

Nach der Präsentation von Forschungsstand und Quellenlage geht die Autorin ausführlich auf die Vorgeschichte des „nördlichen Dreiecks“ ein, bevor sie in vier umfangreichen Kapiteln die Besonderheiten der Zusammenarbeit darstellt und dabei sowohl die Intentionen und Interessen der drei Mitgliedsländer offenlegt als auch aufzeigt, welches Gewicht und welche Funktion die UdSSR den gemeinsamen außenpolitischen Aktivitäten oder den singularen Initiativen eines der „Bruderstaaten“ beimaß und welchen Spielraum sie ihnen einzuräumen bereit war. Vor allem der mit „Vernunftpartnerschaft“ überschriebenen Analyse der Dreiecksbeziehungen zwischen 1959 und 1962 sind zahllose neue Informationen und geglückte Interpretationen zu entnehmen. In einer abschließenden Synthese wird der Bedeutung der für die Veränderungen der Zusammenarbeit wichtigen Faktoren nachgegangen und der jeweilige sowjetische Einfluß bewertet; zudem werden erschöpfend die Hintergründe für das Scheitern der trilateralen regionalen Kooperation aufgezeigt.

Da bislang die Gesamtproblematik des „eisernen Dreiecks“ noch nirgends unter Auswertung relevanter Quellenbestände wissenschaftlich aufgearbeitet wurde, betritt

I.-T. mit dieser Studie vor allem inhaltliches, aber auch methodisches Neuland. Die durch zahlreiche aussagekräftige Zitate aus den Politbüro- und ZK-Akten sowie den Nachlässen der SED-Größen aufgelockerte Untersuchung ist in sich schlüssig und besticht sowohl durch ihre Materialfülle als auch durch die stringente Beweisführung, die überzeugenden Wertungen und die klare Diktion. Da fällt es leicht, das Fehlen der slawischsprachigen diakritischen Zeichen zu entschuldigen und über die einer wissenschaftlichen Arbeit nicht angemessene Transkription der russischen Eigennamen hinwegzusehen.

Saarbrücken

Jörg K. Hoensch

Zwischen Straßburg und Petersburg. Vorträge aus Anlaß des 250. Geburtstages von Johann Heinrich Jung-Stilling. Hrsg. von Peter Wörster. (Schriften der J.G. Herder-Bibliothek Siegerland e.V., Bd. 25.) Im Selbstverlag der J.G. Herder-Bibliothek Siegerland e.V. Siegen 1992. 152 S., 24 Abb.

Die Siegerner J.G. Herder-Bibliothek setzt ihre verdienstvollen Bemühungen um Jung-Stilling, die 1984 mit Untersuchungen über „Jung-Stilling und Rußland“ sowie mit „Jung-Stilling-Studien“ begannen, mit einer Vortragssammlung über den Autor und seine Nachkommen fort. Die Vorträge wurden 1990 in Siegen im Rahmen einer Jung-Stilling-Gedenkausstellung gehalten und in dem hier anzuzeigenden Bändchen in erweiterter Form, mit einem umfangreichen Anmerkungsapparat versehen, publiziert. Der Beitrag von Hans-Bernd Harder befaßt sich mit dem Thema „Johann Heinrich Jung-Stilling in Straßburg“. Sehr anschaulich werden vor allem Jungs Beziehungen zu Herder und Goethe herausgearbeitet. Nicht glücklich formuliert ist allerdings der Untertitel dieser Ausführungen. Jung-Stilling war nicht „Ein Weggefährte der Deutschen Klassik“, sondern lediglich ein solcher der vorklassischen Herder und Goethe. Durch seine später verengte, ins Sektiererische tendierende Religiosität hat er sich dem ‚Geist der Goethezeit‘ entfremdet. – „Johann Heinrich Jung-Stilling und der Königsberger Philosoph Immanuel Kant“: Mit diesem Sujet befaßt sich Rainer V i n k e. Jeder Leser von Jung-Stillings Lebensgeschichte weiß durch des Autors eigene Schilderung von der existentiellen Bedeutung, die der große Ostpreuße für den Siegerländer gehabt hat. Wer dieses Wissen erweitern und vertiefen möchte, dem könnte keine bessere Handreichung für seine Bemühung als V.s Ausführungen geboten werden. Sie unterstreichen nachdrücklich die Bedeutung Jung-Stillings für die Kant-Rezeption und sollten dazu beitragen, daß uns künftig nicht nur Schiller und Kleist einfallen, wenn wir an einschneidende Kant-Erlebnisse deutscher Schriftsteller denken. Der Aufsatz von Erich M e r t e n s über das Thema „Jung-Stilling und der Kreis um Frau von Krüdener“ greift weit aus; Keimzelle seiner Ausführungen ist ein erstmals vollständig mitgeteilter Brief Jung-Stillings aus Karlsruhe vom 16./17. Juli 1816 an den Baron Franz Karl von Berckheim-Ribeauville, der ein Jahr zuvor Frau von Krüdeners Tochter Juliette geheiratet hatte. Um dieses Schreiben voll verständlich zu machen, muß das komplizierte Geflecht der Beziehungen Jung-Stillings zum Krüdener-Kreis entwirrt werden. Dieses schwierige Unterfangen nimmt über ein Drittel der rund 150 Buchseiten in Anspruch. Und selbst diese großzügige Raumbemessung zwingt noch zu Kürzungen. So werden von einem am 27. März 1818 verfaßten siebenunddreißigstrophigen Gedicht Frau von Krüdeners auf den Zaren Alexander nur die Strophen 31 bis 34 mitgeteilt. Da es sich um eine Erstveröffentlichung handelt und die Verse zudem mit einem (dankenswerterweise ganz zitierten) Huldigungsgedicht Max von Schenkendorfs an die gleiche Persönlichkeit in Beziehung stehen, wäre eine vollständige Darbietung, eventuell im Anmerkungs-Kleindruck, wünschenswert gewesen. Jedenfalls wird ein grundsätzlich an der Thematik interessierter Leser Mertens' Darlegungen mit steigender Anteilnahme verfolgen.